

Das Glück im Wartsaal

Autor(en): **Lötscher, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 46

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649059>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fortsetzung von Seite 1182: Berner Bauernhäuser

1778. Mit Freuden muß man feststellen, mit welcher Hingabe und Liebe diese Häuser erhalten und betreut wurden und auch die Freude auf den Gesichtern der Besitzer ließ sich nicht unterdrücken, als sie die erstaunten Augen der Besucher bemerkten. Auch da wieder reicher Figureschmuck an der Giebelseite, breite Spruchbänder mit inhaltsreichen Gedanken wie:

„Verachtest du mich und die Meinen,
Betracht zuvor Dich und die Deinen,
Und findest Du ohne Tadel dich,
So komme dann und tadle mich!“

Etwas oberher der Straße liegt noch ein anderes Haus, gehörend Herrn Fr. Marti, Landwirt. Auch hier wurde mit viel Liebe und Hingabe die Renovation durchgeführt und sein Ausspruch: „Es macht halt jeh viel meh Fröid, als vorhär“ kann man nur zu sehr begreifen.

Leider etwas abseits der großen Heerstraße liegt oberhalb Dey im Dientigtal das Haus Karlen auf Selbenzen. An der Stirnwand prangt stolz 1738 und man glaubt dem währschafften Haus dieses Alter und glaubt auch die Freude der Besitzer, die nicht wenig stolz sind auf ihren schmucken Besitz.

Dies Haus ist wohl eines der schönsten Bauernhäuser in unserem Berner Oberland und nach der durchgeführten Renovation dürfte so schnell ein ähnliches Haus kaum gefunden werden. Reich verziert sind hier die Fensterornate, voller Varianten die Muster und das höchst eigenartige und altertümliche Gepräge ausgezeichnet wieder hervorgehoben worden, wobei die modernsten technischen Hilfsmittel zu Hilfe gezogen werden mußten. Solche Arbeiten lassen sich nicht ausführen wie irgend eine andere Renovation. Dazu gehört vor allen Dingen großes Kunstverständnis, gehört Liebe und Hingabe und nur die glückliche Verbindung all dieser Voraussetzungen läßt dann ein solches Werk zu einem richtigen Erfolge werden. Auch da wieder gedanklich sehr schöne Inschriften wie:

„Bedenk o Mensch, halt dich bereit,
Nach dirrer Zit kombt d'ewigkeit
der Mensch auff Erd kein Wiben hat,
Er flücht dahin, Blich wie ein Schat.“

Aber nicht nur das Äußere des Hauses war hier staunenswert, sondern auch die Verteilung der Räume im Hause mit der großen Rauchfangküche, in deren Kamin von weit und breit die leckeren Dinge zum „Räuchern“ hingebraht werden. Auf Stabellen und an einem währschafften soliden alten Tisch nimmt man Platz, schaut in das knisternde Feuer des offenen Herdes und zum Fenster hinaus hinüber zu den Bergen, während aus dem Grunde das Glockengeläute der weidenden Tiere ertönt.

Wir nehmen dort oben auf Selbenzen Abschied von lieben Menschen, denen die Freude und der Stolz aus den Augen lacht, um dann noch weiter ins Tal des Dientigwassers zu ziehen, bis Tiermatti bei Schwanden, weit hinten im Dientigtal. Hier haben wir die Freude, den Landgasthof Klossner aufzusuchen mit der prangenden Jahreszahl 1751. Ueberaus reiche Bierart macht auch dieses Haus zu einem Schmuckstück der Baukunst in den Bergen und gerade die Zahnschnitte, die wir dort vorfinden, sind derart reichhaltig, daß man nur immer wieder staunen muß. Hervorragend ist die Farbgebung auch hier gehalten und jedes Detail, jede Intimität ist so fein herausgearbeitet worden, daß das Auge nicht müde wird, neue Schönheiten zu entdecken.

Auf alle Fälle konnte Herr Oberrichter Neuhaus, der Obmann der bernischen Vereinigung für Heimatschutz, mit Stolz das Werk dem Vertreter der Berner Regierung, Herrn Regierungsrat Dr. Rudolf, übergeben und auch hier wie bei den Vertretern der Presse und der Fachleute hörte man nur ein Lob über die schönen Bestrebungen des Heimatschutzes, solches Kulturgut zu halten und der Nachwelt zu überliefern. Mit solchem Wirken dürfen wir einmal hintreten und sagen: So haben unsere Vorfahren gebaut, so haben wir acht dazu gegeben, macht ein Gleiches!

Mit dem Ablefen des Spruches an der Giebelfront nahmen wir Abschied von den Bergen, Abschied von Menschen, die mit Freude und Liebe ihr Erbgut hegen und pflegen:

„Herr segne und Behüte mich,
Herr Leucht mich an ganz Gnädiglich,
Herr heb auf mich Dein Angeficht,
Herr Deinen Frieden auf mich Richt
Und sey mein Trost und Zuversicht.“

Das Glück im Wartsaal

Skizze von E. Lötscher

Tag für Tag saß der ausgediente Fabrikarbeiter Josua Ründig im halbdunkeln Wartsaal seiner Vaterstadt und fand seine Befriedigung dabei, die Leute, die da kamen und gingen, zu betrachten. Er fand genügend Zeit hiefür, seit die Fabrik geschlossen und er, kaum 45jährig, arbeitslos geworden. In der ersten Zeit hatte er sich seine Füße wund gelaufen, um wieder Arbeit zu erhalten. Aber wo er hinkam, wurde ihm bedeutet, daß man keine solche für ihn habe. Ein stolzer Direktor, bei dem er deswegen vorsprach, erklärte barsch, daß er kein Greisensayl habe. Das Wort empörte Josua Ründig derart, daß er es nicht mehr wagte, sich anderweitig umzusehen. So machte er es denn wie andere, er ging stempeln und verbrachte seine Freizeit im Bahnhofwartsaal. Er schämte sich, als stämmiger, noch rüstiger Mann, wie andere, in der Stadt herumzulaufen und verkroch sich in den Wartsaal, um so wenig wie möglich mit seinen früheren Kollegen, die noch in Arbeit standen, zusammenzutreffen. Jeden hätte er ausgelacht, der ihm noch vor wenig Jahren gesagt hätte, daß er schon so früh für die Arbeit zu alt geworden, oder, daß er stempeln gehen müsse. Innert wenigen Wochen war das Unglück dreifach über ihn hereingebrochen. Zuerst starb ihm seine Frau, mit der er zwanzig Jahre in schönster Harmonie zusammen gelebt, dann kam das Unglück über seinen Bruder,

dem er sein ganzes Vermögen anvertraut, als sich jener selbständig gemacht. Der Bruder war in schlechte Gesellschaft geraten, hatte Familie und Geschäft vernachlässigt, und es kam der Tag, wo ihm alles versteigert wurde. Statt sich zusammenzureißen und für seine Familie zu sorgen, machte er sich aus dem Staube. Die wenigen hundert Franken, die für Josua aus dem Konkurs gerettet werden konnten, gab dieser der verlassenen Schwägerin, die ohne Gristenzmittel dastand. Und wieder wenige Wochen darauf schloß die Fabrik, in welcher er zwanzig Jahre einen sichern, wenn auch bescheidenen Verdienst gehabt, ihre Tore. Und jetzt sollte er zu alt sein, um noch irgendwo unterzukommen.

Wieder einmal saß Josua im Wartsaal. Trübe Gedanken machten ihm das Herz schwer. In wenigen Wochen war er ausgesteuert. Was dann? Er hatte niemand, der für ihn sorgen würde. Bergleichlich zerbrach er sich den Kopf, was aus ihm werden sollte. Ob er vor die Hunde gehen, wie viele andere, oder der Armenbehörde zur Last fallen würde.

Ein Fremder kam und setzte sich neben ihn. Josua beachtete es kaum. Der Fremde zog eine Zeitung aus der Tasche und vertiefte sich in seine Lektüre. Wie er das Blatt ausbreitete, fiel Josuas Auge auf einen Steckbrief, der eine halbe Seite der

Zeitung ausfüllte. Vor wenigen Tagen war es einem raffinierten Gauner gelungen, die Handelsbank um etliche Hunderttausend Franken zu begaunern und jetzt stand sein Steckbrief in der Zeitung. Josua Ründig faßte das Bild des Verbrechers fest ins Auge. Nach geraumer Zeit erhob sich der Fremde, legte die Zeitung achtlos auf die Bank und entfernte sich. Gierig griff Josua nach der Zeitung. Seine Augen brannten auf der runden Zahl von 10,000 Franken, die als Belohnung von Seiten der Bank für denjenigen bereitlagen, der den Täter so bezeichnen könne, daß er gefaßt werden konnte. Nicht das Geld war es, das Josua lockte, sondern der Wunsch wurde in ihm lebendig, den Menschen zu entlarven, der auf solche Art und Weise sein Leben fristen wollte. Immer wieder betrachtete er das Bild des Verbrechers und prägte es seinem Gedächtnis ein. Als er ging, nahm er das Zeitungsblatt mit sich.

In den folgenden Tagen saß er nicht mehr teilnahmslos im Wartsaal. Jeden Menschen der kam, unterzog er einer scharfen Musterung. Eine bisher unbekannte Erregung hatte ihn erfaßt. Es war ein innerer Zwang, der ihn beherrschte und dem er folgen mußte. Schon waren acht Tage seit seiner Entdeckung vorüber, ohne daß sein Eifer nachgelassen hätte. Niemand ahnte, was ihn so stark bewegte. An einem Samstagmorgen geschah es, da er wie elektrifiziert zusammenzuckte. Ein Fremder war in den Wartsaal getreten, hatte sich ängstlich umgesehen und sich dann in eine dunkle Ecke verzogen. Obwohl es drückend warm war im Wartsaal, hatte der Fremde den Mantelfragen hochgeschlagen, den Hut tief in die Stirne gedrückt und tat, als ob er schläfe. Josua Ründig beobachtete den Fremden scharf und kam immer mehr zur Ueberzeugung, daß dies der Verbrecher war, den die Polizei suchte. Rasch überlegte er. Der nächste Zug war erst in zwanzig Minuten fällig. Er erhob sich unauffällig, trat an den aufgehängten Fahrplan und tat, als ob er denselben studiere, dabei prägte er sich die Züge des Fremden scharf ein. Hernach schlenderte er, wie einer der viel Zeit zu haben schien, an dem Fremden vorüber ins Freie. Hastig eilte er auf den Polizeihauptposten und erzählte dort, wen er glaubte entdeckt zu haben.

Der Polizeioffizier aber lachte ihn aus.

Der ist schon längst verduftet, mein Lieber! Doch Josua beharrte darauf, den Verbrecher gefunden zu haben und so bequeme sich der Polizeioffizier, zwei Polizisten in Zivil aufzubieten, die Josua nach dem Bahnhof begleiten mußten, um nachzusehen, wer der Fremde sei.

Josua befürchtete, daß sich dieser inzwischen davon gemacht. Aber als dies nicht der Fall war, atmete er erleichtert auf. Der Mann saß immer noch in der Ecke und schlief.

„Er ist's!“ sagte der ältere der beiden zu seinem Kollegen, trat zu dem Fremden und legte seine Hand schwer auf dessen Schultern.

Der Fremde erwachte und erschrak, als ihm der Polizist in Zivil erklärte, er sei verhaftet. Er wollte aufspringen, aber schon packten ihn vier Hände und ehe er sich versah, trug er Handschellen.

„Verflucht! Wer hat mich verraten?“ schrie der Mann, dem der Angstschweiß auf der Stirne stand.

Doch er erhielt keine Antwort. Widerstandslos ließ er sich auf den Posten führen und dort stellte es sich heraus, daß man den Richtigen gepackt. Bei der Durchsuchung des Verbrechers fand man den größten Teil des ergaunerten Betrages. Die Bank wurde sofort avisiert und wenige Minuten später stand der Direktor der Handelsbank auf dem Posten und beglückwünschte Josua zu seinem Fang. Er forderte ihn auf, mitzukommen und den ausgelegten Betrag in Empfang zu nehmen.

Josua war so überrascht, daß er im ersten Augenblick nicht zu sprechen vermochte.

„Ist es auch wirklich wahr?“ frug er zweifelnd, da legte ihm der Direktor lächelnd die Hand auf die Schulter.

„Natürlich ist's wahr! Sie haben die ausgelegte Summe ehrlich verdient. Ohne Ihre Mithilfe wäre die Bank außerordentlich schwer geschädigt worden.“

Josua fuhr wie im Traume mit dem Bankdirektor auf die Handelsbank.

„Ich hätt' eine Bitte!“ wandte er sich zögernd an den Direktor.

„Und die wäre?“

„Ich verzichte auf das Geld, wenn ich auf Ihrer Bank irgend eine Arbeit erhalten könnte.“

„Mensch! Sind Sie nicht ganz richtig im Kopfe? Sie wollen 10,000 Franken ausschlagen, die Sie ehrlich verdient haben?“

„Ich möchte Arbeit, kein Geld!“ entgegnete Josua fest. Und er erzählte dem aufmerksam zuhörenden Direktor, wie es ihm ergangen.

Dieser hörte ihm schweigend zu und nickte.

„Ich verstehe! Ihnen gilt die Arbeit mehr als das Geld. Das freut mich. Aber Sie dürfen es ruhig nehmen. Es ist vom Bankrat für diesen Zweck bestimmt und muß hierfür verwendet werden. Ihr Wunsch soll gleichwohl in Erfüllung gehen. In zwei Monaten wird unser alter Bureaudiener in den Ruhestand versetzt. Ich werde mich für Sie einsetzen, daß Sie den Posten erhalten. Wir brauchen treue, pflichtbewußte Leute, Ihr heutiges Betragen beweist mir, daß Sie der richtige Mann für diesen Posten sind. Behalten Sie ruhig das Geld als Notgroschen für die alten Tage. Vielleicht sind Sie noch froh darum. Und für die zweimonatige Karenzzeit soll Ihnen der Lohn ebenfalls vergütet werden, damit Sie Ihren Notpfennig nicht angreifen müssen.“ Josua war überglücklich, als ihm der Kassier anstandslos den Betrag aushändigen wollte, doch ließ er denselben als Depot auf der Bank liegen. Wie trunken vor Freude begab er sich nach Hause.

Daß er wieder Arbeit haben sollte, freute ihn mehr als die Belohnung. Schon nach wenigen Tagen wurde ihm die Stelle zugesagt und als ihn später Bekannte fragten, wie und wo er zu dem Glück gekommen, pflegte er lächelnd zu sagen: „Im Wartsaal!“ Dann schauten ihn diese verwundert an, ohne darauf klug zu werden. Er aber lachte stillvergnügt vor sich hin und dankte Gott für das Glück, das er dort gefunden.

Sollen Hausfrauen auch turnen?

Immer wieder stößt man auf die Ansicht, daß Hausfrauen während ihrem Tagewerk eigentlich genug Bewegung haben — und deshalb Gymnastik für sie überflüssig sei.

Allerdings gewährt die Hausarbeit viel mehr Bewegungsfreiheit als Bureauarbeit, sonst irgendwelche geistige Tätigkeit, oder z. B. der Schneiderinnen- oder Modistinnenberuf. Der Hausfrauenberuf darf auch von diesem Standpunkt aus als einer der abwechslungsreichsten und natürlichsten Frauenberufe angesehen werden.

Aber auch im Haushalt ist durch die technischen Erfindungen, allerlei Apparate und Maschinen (Staubsauger, elektr. Blocher, Auswindmaschinen usw.), vieles vereinfacht worden, sodaß

die Bewegungen der Hausfrau vor allem nicht mehr so ausgiebig, aber auch nicht mehr so zahlreich sind. Das viele Hin- und Hergehen, das Kehren, Abstauben, Flaumen, Kochen, Geschirrmaschen, Bügeln usw. erfordert hauptsächlich nur Gliedmassentätigkeit, (wobei meistens einseitig die rechte Hand, der rechte Arm beschäftigt wird). Wo der Rumpf zur Mitarbeit herangezogen wird, wie z. B. beim Wäschehängen oder beim richtigen Blochen, da muß die gleiche Bewegung gewöhnlich viel zu lange nacheinander ausgeführt werden, was dann zur Uebermüdung führt.

Die moderne Frauen-Gymnastik will eine allseitige Durcharbeit des Körpers, hauptsächlich auch jener Muskeln, welche